

tal. Sie werden auf der Eisenbahn in beson-
deren Quarantänewagen befördert. Es besteht
also nun die Möglichkeit, den Ausfall in allen
Kulturländern völlig auszurotten, wie es schon
seit vielen Jahrzehnten in Deutschland der Fall
ist, wo sich nur noch im Rheingebiet ein streng
abgegrenzter Seuchenbezirk befindet.

Volksgedächtnis bei Todesfällen

Gewiß ist in vielen Ländern bereits durch ge-
setzliche Bestimmungen festgelegt, wie Tote be-
stattet werden müssen. Aber dennoch hatten
sich überall eigene zum Teil rohe, meist aber
gläubige Volksbräuche erhalten, die sich so
leicht nicht austrotten lassen werden.

Wenn z. B. auf der Insel Korjika in der
untern Volksklasse ein Mann stirbt, so eilen
alle Frauen aus der Nachbarschaft herbei, fallen
über die hinterlassene Witwe her, schlagen sie,
und reißen ihr die Kleider vom Leibe. Diese
Gewohnheit nötigt die Frauen, das Leben ihrer
Männer so viel sie können, sorgfältig zu erhal-
ten. Nach diesen Schlägen begrüßen dieselben
Frauen auch den Verstorbenen. Weil dieser ihr
Höflichkeit natürlich nicht beantwortet, so reißen
sie in voller Wut ihn aus dem Bett, legen ihn
auf die Bettdecke, ergreifen die Ecken der Decke
und suchen den Toten in die Höhe zu heben.
Dieses Verfahren soll schon manchem Manne
das Leben gerettet haben, den man für tot hielt.
Ein Leichenfest in England ist an vielen
Orten eine Veranlassung von Leidtragenden,
worunter sich besonders angestellte Klageweiber
befinden. Sie bleiben die ganze Nacht bei der
Leiche sitzen und betrinken sich. Dagegen
werden Lobreden auf den Toten und An-
reden an ihn gehalten. Man fragt ihn, warum
er die Welt verließ. Ob es ihm nicht wohl ging,
ob er mit seiner Frau, seinen Kindern nicht zu-
frieden war? Da er dann nicht antwortet, so
heulen die Klageweiber laut und gräßlich.

Bei den Wallachen in der Ukraine müssen
die Toten sich selbst wachen, um nach dem
Tode hübsch reinlich vor Gott zu erscheinen. Sie
trösten den Sterbenden, indem sie erzählen,
die Engel würden ihm seine Waffen, seine Schafe,
Riegen, Pferde und Kleider vorantreiben. Die
Leichen begraben sie an dem ersten besten Ort
und legen ein Stückchen Brot und eine kleine
Münze dabei. Auf seinen Kopf und seine Füße
legen sie schwere Steine. Bei dem Leichen-
begängnis eines Kindes trägt die Mutter die
Wiege des Kindes auf dem Kopfe. Wenn es
begraben ist, beginnt sie auf den Tod zu schimp-
fen: „Du unersöhnlicher Tod! Du hast mir
das Kind genommen, nun nimm auch die Wie-
ge dazu und sätze dich damit.“ Hierauf wird
die Wiege aufs Grab geworfen und in Stük-
ken geschlagen.

Verstärkt alle Hoffnung auf Genesung
eines Kranken, so herrscht bei den Grün-
ländern die Sitte, ihm seine besten Kleider
und Stiefel anzuziehen und seine Füße unter
die Leiden zu beugen, vermutlich um das Grab
deshalb kürzer machen zu können. Sobald er
tot ist, werden alle seine Sachen hinausgewor-
fen, damit andere dadurch nicht verunreinigt
werden. Alle Hausgenossen müssen gleichfalls
ihre Sachen bis zum Abend hinausheben, da-
mit der Totengeruch hinauszieht. Darauf be-
klagen sie den Toten in der Stille eine Stunde
lang. Ist dies geschehen, so wird zum Begräb-
nis Anstalt gemacht. Die Leiche wird nicht durch
den Eingang des Hauses, sondern durchs Fen-
ster hinausgebracht. Eine der anwesenden
Frauen schenkt hinter ihm einen angezündeten
Span und sagt: „Hier ist nichts mehr zu
bekommen!“

Zwei Geschichten

aus dem Berliner Zoo

Von Paul Cippert

Der Waldseufzer

Wenn ich im Berliner Zoo vom Seeflöwen
komme und zu den Rarnas gehen will, habe ich
jedemal einen Schauer zu überwinden. Beim
Antikloppenhaus. Still und trüg stehen dort zwei
oder drei Rarnas in ihrem sonnigen Belege.
Warum rufen gerade diese Tiere ein solches
Gezöhl in mir nach? Ich stelle mir vor, daß ein
Trupp harmlos wandernder Rarnas plötzlich im
Wald dem Onu gegenübersteht und weiß dann,
wie in einem solchen Kopf der Teufel a-
sch! Einzel betrachtet, ist jedes Glied des Tieres
schön. Aber das Mißverhältnis zwischen den
graziösen Gazellenbeinen, dem hübschen Pferde-
schweif und dem schwarzen, edig großen Kopf
mit den verklärten Hörnern bedrückt mich.
Einmal — am Abend — habe ich gesehen, wie
sich die Onus weigerten, ins Innere des
Hauses zu kommen. Der Wärter trat mit
einem Prügel heraus, und wie irrsinnig haben

sich die Onus im Kreis gedreht und sind vato-
hinten, bald vorne hochgekliegen. Da bin ich
einige Wochen lang jener Ecke des Zoo fern
geblieben.

Elefantentod

Es war in den ersten Junitagen dieses Jahres,
als die Hühnwelle von Amerika den Weg nach
Berlin gefunden hatte. Harry, der kranke Ele-
fant, von seinen Schmerzen fürchterlich geplagt,
war so böse geworden, daß die Wärter sich nicht
mehr einzeln in seine Nähe getrauten. Wenn
der eine das Futter brachte, wehrte der andere
das Näherkommen des Tieres mit einer Stange
ab, an deren Spitze ein eiserner Widerhaken
war.

Der große indische Elefant trompetete wild
und jornte und fraß sehr widerwillig seine
Ration Heu. Vorsichtig kuppelte er die hervor-
stehenden Halme ab, mischte Kleie unter das
Heu und brachte dies Bündel geschickt an dem
entzündeten Strohhaufen vorbei in den Schlund.
Nach einer Weile kuppelte er wieder jornte im
Ruf auf und ab. Wahrscheinlich quälten ihn
die Schmerzen besonders an diesem heißen Tage.
Da kam der alte Wärter mit einem Wasser-
schlauch und besprangte die Steinfließen des
Geheges. Während still näherte sich der Elefant
dem Wasserstrahl, schloß das Rüsselende durch
das Geplätscher am Boden und wartete, bis die
hühnende Klut an seinem Körper hinaufklet-
terte und ihm den Rücken begoß. Jetzt strahlte
er vor Vergnügen. Sankh, ein Elefant kann
das! Er drehte sich, bis keine Stelle an dem
riesigen Körper mehr trocken war. Dabei lehnte
er sich schmerzhaft mit der linken Seite an die
Wand und hob das Bein, damit ja auch jede
Falte seines Bauchs ihre Kühlung bekäme.
Dann führte er den Rüssel dem Strahl entgegen,
den die kühnste Hand des Wärters schwa-
rte und ließ das Wasser mehrmals in den
Rüssel und direkt in den Rachen frudeln.
Danach wehrte er mit dem Schwanz und
war sanft wie in alten Zeiten.

Der Einfluß des Baues von Kraftwerken auf die Fischerei

äußert sich in sehr verschiedener Weise. Tat-
sächlich ist die Rheinische schon früher stark
zurückgegangen. Die Regulierung des Ober-
rheins, allzu intensive Befischung, die Ver-
unreinigung durch Fabrikschleusen und die Ra-
pideur der Ställe, schließlich wohl auch die
Dampfschiffahrt und endlich bedeutende Fisch-
epidemien sind dafür verantwortlich zu machen.
Für die Mehrzahl der Flußfische haben die
Schauwerke der Kraftzentralen eher die Exi-
stenzbedingungen verbessert. Nur die Fische
haben sich den veränderten Verhältnissen nicht
angepaßt. Und so geben die alten Fang-
methoden in den aufgestauten Flußstrecken eine
schlechtere Ausbeute. Zweifellos sind dagegen
der Hochrhein und seine Nebenflüsse durch das
Bausenburger Kraftwerk dem Fische völlig ver-
sperrt worden. Das Schlimme ist nämlich, daß
der Fische die sogenannten Fischtreppen nicht
annimmt. Nur durch die Schleusen gelangen
einige Tiere in das Oberwasser. Die Wehr-
bauten werden zwar zum großen Teil von auf-
steigenden, laichfertigen Fischen überwunden. Die
Tiere erleiden aber so schwere Beschädigungen
bei ihrem tollkühnen Unternehmen, daß sie
ohne abgelastet zu haben, zugrunde gehen. Auch
die Bachforelle nimmt übrigens die Fischtreppen
nicht an.

Näheres über die Wanderungen der einzelnen
Fischarten und die Beeinträchtigung ihrer
„Freizügigkeit“ durch die Stauwerke findet
der Schweizer Fischereizoologe P. Steinhilber
neuerdings durch Versuche mit „markierten“
Fischen feststellen. Zu diesem Zweck werden
farbige Seidenfäden mit Messingklammern am
Riemendeckel befestigt. Die bisherigen Beob-
achtungen ergaben nur eine mittlere Tages-
leistung von 1 Kilometer. Die größte Leistung
waren 25 Kilometer in 9 Tagen. Das sind
allerdings außerordentlich langsame Wan-
derungen im Vergleich zu denen, die — falls
Wegs Beobachtungen und Zahlenangaben
stimmten, die sich auf die Weser beziehen —
in 24 Stunden bis 40 Kilometer zurücklegen
können.

Am Ausguck

Gleiche Brüder, gleiche Wappen.

Die Eisenbahnen Nordenglands gewähren
den Journalisten in der Regel freie Fahrt.
Nur den Ausweis fordert man von ihnen. —
Nimmt eines Tages ein Herr Platz in einem
Wagenabteil erster Klasse. Während der Fahrt
erscheint der Kontrollleur. „Ah“, sagt der Rei-
sende, „eben bemerke ich: ich habe meinen

Toskanische Sprichwörter

Von Hugo Oswald

Wer einem Esel den Kopf wäscht, vergeudet
nur die Seife.
Wer ein Schaf aus sich macht, den frist der
Wolf auf.
Im Schloß fängt man keine Fische.
Ein Graf ohne Grafschaft gleicht einer leeren
Weinsflasche.

Ausweis vergessen. Ich bin der Redakteur des
Record. Genügt Ihnen mein Wort, Herr?
Der Beamte zieht die Schultern. „Es wird
in diesem Falle sehr leicht sein, Ihre Persön-
lichkeit festzustellen. Der Direktor des Record
befindet sich nämlich im gleichen Zuge.“ Man
ergibt sich zu ihm. Schon nach den ersten
Worten bestätigt der Direktor den Pseudo-
journalisten als einen seiner Hauptredakteure.
Verdächtig entfernt sich der Kontrollleur.
„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Direk-
tor“, wendet sich nun der andere an den Fahr-
rast, der ihm vor einer Minute noch unbekannt
war, „ohne ihre Großmut hätte ich eine schwere
Beldarbe bekommen. Großmut sag ich; denn
Sie wissen sehr gut, daß ich nie eine Zeile für
Ihr Blatt geschrieben habe.“ Der andere schlug
mit der Hand in die Luft: „Ah, was! Ich bin
ja auch nicht der Direktor des Record!“

Quer über den Meer-kanal.
In jedem Jahre finden sich Schwimmer, die
den Engzeig haben, den Narmelkanal zu durch-
queren, womit denn ein neuer Rekord aufge-
stellt wird. Nicht immer gelingt den kühnen
Schwimmern ihr Unterfangen. Bis jetzt ist es
nur fünfmal geglückt. Als erster überquerte
im Jahre 1875 Kapitän Webb den Kanal von
Dover bis Calais in 21 Stunden 45 Minuten.
Im Jahre 1911 wurde der Kanal von Berges
in 23 Stunden 40 Minuten überquert. Suli-
man brachte im Jahre 1923 die Zeit von 27
Stunden 23 Minuten; 7 Tage später aber
brachte ein Italiener namens Tarowoschi
fertig, den Kanal in 16 Stunden 23 Minuten
zu durchschwimmen, was eine Rekordleistung
war. Einen Monat darauf verlor der Eng-
länder Charles Stott, diesen Rekord zu schla-
gen, der Versuch mißlang, denn Stott brauchte
16 Stunden 54 Minuten. Die von den Män-
nern hierbei geernteten Lorbeeren ließen die
weiblichen Schwimmer nicht ruhen. In die-
sem Jahre unternahm es mehrere berühmte
Schwimmerinnen den Kanal bei günstigem
Wetter zu überqueren, u. a. Miss Ellen Garri-
son, Miss Jern, die Ägypterin Gelm und die
Französin Gien. Keine einzige von ihnen
kamnte sich rühmen, es den Männern gleich
getan zu haben. Miss Garrison mußte nach
4 Stunden 9 Minuten ihr Vermögen aufgeben,
weil „das Meer nicht günstig war“, die Ägypt-
erin hatte ebenso wenig Erfolg.

Begräbnis bei Begegnen

Jeder, der diese Ueberschrift liest, wird mei-
nen, daß eine Begräbnisfeier bei Begegnen
unmöglich sei. Der kaum glaubliche Fall hat
sich jedoch unlängst einmal in Japan ereignet.
In Kochi lebte ein altes, jedoch noch kräf-
tiges Paar. Es verbrachte seine alten Tage
im besten Einvernehmen und stiller Bescheiden-
heit. Jedoch hatten die beiden Greise — sie
hatten bereits das siebenzigste Jahr erreicht —
eine unbeschreibliche Sehnsucht danach, ihre
eigenen Begräbnisfeierlichkeiten mitzumachen,
die sie in ihrem Testament angeordnet hatten.
Die beiden eine Menge von Leidtragenden ein-
und pilgerten zum Hongmontempel. Dort
wurde nach dem buddhistischen Ritus der Be-
gräbnisgottesdienst abgehalten. Uns Euro-
päern würde eine derartige Feier nicht er-
scheinen, zumal die Leidtragenden nicht in
schwarzer, sondern in weißer Kleidung gehen,
genau wie bei unseren Hochzeiten. Eine Erklä-
rung dafür ist jedoch, daß die Farbe der Trauer
im Lande der ausgehenden Sonne „weiß“ ist.
So begab sich denn auch die betreffende weis-
gekleidete Trauergesellschaft nach der jere-
mischen Totenfeier zum Festmahls, wo die
Beteiligten der beiden „Begrabenen“ beglei-
ten und betrunken wurde. Es ist in diesem ein-
zig dastehenden Fall nicht zu verwundern,
daß statt Tränen des Trennungsschmerzes eine
freudvolle Heiterkeit die Feier beherrschte.
Weil aber haben die beiden Alten ihre Be-
gräbnisfeier bei Begegnen gefordert? Es wa-
ren Geistes, sie befaßen ein viel Geld einbrin-
gendes Geschäft und lebten infolgedessen in
guten Verhältnissen. Sie wollten alles das
nicht entbehren und glaubten, durch eine bei
Begegnen abgehaltene eigene Begräbnisfeier
den Jörn der Todesgötter zu verjagen, um da-
durch ein längeres Leben zu erhalten.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altana
Druck und Verlag: M. A. Sana, Altana



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 14

Mittwoch, 2. Dezember

1925

Fremd in der Heimat

In der Heimat war ich wieder.
Alles hab' ich mir besehn.
Als ein Fremder auf und nieder
Ruh' ich in den Straßen gehn.

Nur im Friedhof fern alleine
Hab' ich manchen Freund erkannt,
Und bei einem Leichensteine
Zuht' ich eine leise Hand.

Martin Greif.

Eine niederdeutsche Christuslegende

Eine Geschichte vom Heiland und Petrus, die
so recht die uralte Auffassung des Volkes,
wie sie auch aus den alten Holzschnitten
entgegentritt, veranschaulicht, wird aus dem
Volksmund der Monatschrift „Die Heimat“
mitgeteilt. Die Legende stammt, wie sie noch
heute erzählt wird, aus der Umgegend der
Stadt Calcar im Kreise Cleve:

„Eines Tages kam der Herr mit St. Petrus
auf seiner Wanderschaft nach Kneppeln, in dem
erlitten großen Bauernhause unmittelbar vor
dem Dorfe kehrten sie ein und fragten um ein
Nachtlager in der Scheune. Der Bauer, ein
rechter Grobbaus, sagte: „Ja, ja, das ist schon
gut, aber so kräftige Leute wie ihr seid, kön-
nen auch die Rost verdienen. Ihr könnt sogar
die ganze Woche hier bleiben: dagegen müßt
ihr für Essen und Schlafen mit dreifachen helfen.“
St. Petrus schaute den Herrn von der Seite
mit einem eigentümlichen Blicke an, denn das
Dreifache gefiel ihm gar nicht; der Herr aber
ging ruhig auf das Verlangen des Bauern ein.
Nach einem kräftigen Abendessen führte der
Bauer die beiden in die Zelle, worin ein Bett
stand, und sagte: „So, da sollt ihr schlafen!
Morgen früh müßt ihr auf der Dähl sein zum
Trefen!“ Beide lagen in einem Bett, Petrus
vorn. Vor dem Einschlafen sagte Petrus noch:
„Es ist nur gut, daß wir Winter haben, denn
dieses Dorf ist im Sommer verflucht wegen der
Insekten.“ Danach waren beide bald einge-
schlafen. Am andern Morgen, etwas nach
2 Uhr, wird Petrus plötzlich geweckt von einem
furchtbaren Lärm und Poltern. Der Bauer
steht vor dem Bette mit einer Peitsche und
schimpft über die Langschläfer. Zugleich haut
er dem Petrus gehörig eins darüber, weil er
vorn liegend, auch zuerst hätte aufstehen müs-
sen. Natürlich springen sie jetzt rasch heraus
und helfen beschleunigen. Die Arbeit ging auffallen-
dend voran. Alle Arbeiter waren fleißig
und gut Dinge, so daß wohl dreimal so viel
ausgedroschen wurde, als an anderen Tagen.
Dafür freute sich schmunzelnd der Bauer.
Der Tag schwerer Arbeit brachte Müdigkeit und
Schlaf mit sich. Abends wünschte St. Petrus,
der Herr möchte vorn schlafen, denn, sagte er,
„so einem groben Bauer ist nicht zu trauen, und
ich mag nicht immer die Fische haben.“ Der
Herr in seiner ruhigen, stillen Weise erfüllte
des Petrus Wunsch. Am andern Morgen um
2 Uhr steht wieder der Bauer lärmend am
Bett. „Nimmer soll verfluchen!“ schreit er. „Ihr
seid doch rechte Faulenzer. Wer ist schuld da-
ran? Gestern habe ich den Vorderstein ver-
rückt. Das scheint nichts zu nützen. Jetzt
will ich den Hintermann zeichnen, weil er sel-
ber Kameraden nicht heraustreibt.“ Und da-
mit schlug er wieder auf den armen Petrus
eins, der sich krümmte vor Schmerz und Ver-
druß. Im Verlaufe des Tages beschwor Petrus
den Herrn, sie möchten doch weiterziehen, denn

ein solches Leben sei nicht auszuhalten: des-
tens über schwere Arbeit und noch jeden Mor-
gen Prügel, das möge ein anderer ertragen! —
Beide gingen nun nachmittags fort nach Udo-
heim. Petrus mehr und mehr überzeugt von
der Wahrheit, daß diese Welt nichts ist als ein
Jammertal und das Leben nichts als Kreuz
und Leiden.

Martini-Bräuche im Harzland

Von Dr. Paul Sirth

In der Abgeschlossenheit des Oberharzes hat
sich auch in den Städten so mancher Brauch
bis heute gehalten, besonders bei den Kindern.
Der im Harzlande längst erloschen ist. Auch der
Martinsstag ist dort noch heute nicht nur ein
kirchlicher Gedenktag für die Alten, sondern
für die Kinder ein Festtag ähnlich dem Advent.
Gegen Abend, wenn die Dämmerung herein-
bricht, ziehen die Kinder paarweise, mit Körb-
chen und Beuteln bewaffnet, von Haus zu Haus
und singen ihren Spruch. Erst hochdeutsch:

Als Martin noch ein Knabe war,
Hat er gesungen manches Jahr
Vor fremder Leute Türen.
Das kann ein Herz wohl rühren!

Wenn sich das Herz aber davon noch nicht
hat rühren lassen, geht es weiter, diesmal platt:

Marten, Marten! Gaud Mann,
De mek woll wat geben kann,
Appel oder Beere,
De ik gaud vertehre!
Recke Luie, geit mek wat,
Dat mek nich tau lange stahn,
Denn ik mot noch w'er gahn,
Denn ik mot noch Rolen.
Rolen is en w'en Weg.
Suhst du nich, dat's duster wech?

Dermitten haben sich die meisten Lären schon
geöffnet und die kleinen Bittsteller sind befrie-
digt. Die ganz Jachen aber, die gar nicht hö-
ren wollen, müssen sich dafür eine kleine Lie-
benswürdigkeit gefallen lassen:

Marten, Marten, heere!
Wilt en alle Beere!

Wie es all diese Kinderlieder geht: Viel
Sinn haben sie nicht, aber sie wirken rührend
durch ihre einfache Melodie und die empor-
steigenden Stimmen, die sie herunter leiten.
Die Bitte um einen „Appel oder Beere“
(Birne) hat übrigens im Harz, wo es wenig
Obst gibt, ihre besondere Bedeutung. Oft
werden auch extra zum Verteilen bei Martini
Bläthen gebunden und die Kaufleute machen
schon vorher kleine Geschenktütchen fertig.

Auch im Thüringischen machen sich die Kin-
der abends auf, durchziehen mit Laternen die
Straßen und singen:

Martin, Martin,
Martin war ein frommer Mann!
Streckt viele Lichte an,
Laß er oben sehen kann,
Was er unten hat getan!

Auch in Norddeutschland ist dieser Brauch
nicht aus der Erinnerung verschwunden, noch ver-
breitet. Am Südharz brennen beim Martins-
fest bunte, mit dem Bildnis Luthers be-
malte Lichte auf der Tafel. Anstelle des Lam-
pions nahmen die Kinder früher ausgehöhlte
Kürbisse. In Nordhausen ist es noch heute üb-
lich, daß die Gesangsvereine unter Vorantritt
einer Kapelle mit Gesang und Musik durch die
Stadt ziehen und vor dem Rathaus Reor-
mationsordnungen fingen. Diese schöne Sitte ist
erstmalig im Jahre 1845 geübt und auf Bitten
der Bürgerchaft beibehalten.

Auch die Martinsgans spielt in der Volks-
poesie eine große Rolle. Seit dem 12. Jahr-
hundert bildet sie das Hauptgericht des Tages.
den Herrn, sie möchten doch weiterziehen, denn

Schmerzen über sie. Ueber die Verbin-
dung der Gans mit dem Martinsfest hat es eine
Fülle gelehrter Erklärungen gegeben, die sie
mehr oder weniger gekünstelt auf irgend einen
alten Kuit zurückführen wollen. Die einfachste
Erklärung dürfte sein, daß die Gänse um diese
Zeit — eben am fettesten sind!

Ueber die Selbstverbrennung buddhistischer Priester in China

Von E. v. Förster-Streffleur

Vor etlichen Jahren, während unseres Auf-
enthaltes in Ben-Chao, konnte man eines Tages
folgende Angelegenheit lesen:

„Die glänzende Weisheit“ aus dem „Ge-
birgskloster der Geister“ benachrichtigt alle
Gläubigen von ihrer bald sich vollziehenden
„glänzenden Umwandlung“. Nachdem die „glän-
zende Weisheit“, ein Diplomat des Klo-
sters der „großen Wolke“ sich während langer
Zeit tiefen Betrachtungen gewidmet und endlich
zur Vollendung gelangt ist, hat Buddha selbst
ihm die Weisung gegeben, seine Umwandlung
zu verwirklichen. Daher hat er die Zeremonie
des Abschieds auf den 6. Juni, 11 Uhr vormit-
tags im Gebirgskloster der Geister festgesetzt.
Er wird sich zu dieser Stunde auf den Scheiter-
haufen begeben, um inmitten der Flammen für
immer von seiner jetzigen Hülle Abschied zu
nehmen. Mögen die Gläubigen zahlreich er-
scheinen und ihre Gebete zu Buddha und zur
Königin des Himmels senden. Sie werden
große Belohnung dafür erhalten und die Ge-
bete bringen ihnen die Erlaubnis, zu den Re-
gionen des höchsten Glückes zu gelangen.“

Die kleine Missionskolonie in Ben-Chao
war durch diese Ankündigung in mächtige Auf-
regung versetzt worden. Konnte man diesem
religiösen Wahnsinn ruhig zusehen, ohne da-
gegen einzuschreiten? Ein alter englischer
Missionar begab sich zum Abt des Klosters, um
ihm Vorstellungen zu machen und ihn zu fra-
gen, ob er die Befehle von diesem Vorgang im
Kenntnis gesetzt habe. Er erhielt zur Antwort,
man hätte bereits alles versucht, dem Diplo-
maten zu beweisen, daß es sich für einen
frommen Menschen besser zieme, die Uebel der
Welt mit Selbstverleugnung zu ertragen,
als sie von sich abzuschütteln. Doch die „glän-
zende Weisheit“ habe sich durch selbstverleugerte
furchtbare körperliche Strafen für diese Um-
wandlung vorbereitet und wäre nicht mehr da-
von abzubringen. Was die Benachrichtigung
der Behörden anbelangt, hatte niemand auch
nur einen ähnlichen Gedanken gehabt, die Ver-
brennung anzugehen. Später erfuhren wir,
daß der Bürgermeister ganz genau wußte, wann
die Verbrennung stattfinden sollte und auf
dem Platze erschien, um sie zu verbieten, —
als alles zu Ende war.

Der Ursprung der buddhistischen Selbstver-
brennung ist in dem vielgelesenen Buche
„Saddharma Pundarika Sutra“ zu finden.
Dort wird auseinandergesetzt, wie man zur
Heiligkeit Buddhas und zur Seligkeit des Nir-
wana durch Reinigung der Seele gelangen kann,
indem man seinen Körper qualvollen körper-
lichen Strafen unterzieht. Die eigentliche
Sitte der Selbstverbrennung soll durch Lamas
von Tibet nach China gekommen sein, wie
denn überhaupt der Buddhismus auf seinem
Weg von Indien nach China in seinen Lehren
und Übungen ungeheuerlich verzerrt worden
ist. Andererseits sind die Selbstverbrennungs-
akte der Bonzen eine Quelle enormer Einnah-
men für die Klöster und man erzählt sich sogar,
daß sie in Fällen der Not eines Klosters nicht
immer freiwillig vor sich gehen sollen. Mit-
unter werden solche Verbrennungen geräusch-
voll angekündigt, um die Neugierde und die

Volkskunst anzuziehen. Der zur Verbrennung bestimmte Bonze bekommt, nach langem Fasten und Beten, betäubende oder betäubende Getränke und läßt sich in diesem Zustand ohne Schwierigkeiten zum Opfertod führen. Das sind jedoch Ausnahmen. In der Regel haben japanische Bonzen sich in religiöse Grübeleien verfallen, um der Heiligkeit Buddhas nachzustreben. Sie haben Jahre hindurch ein Einsiedlerleben geführt, niemals ein Menschenantlitz in ihrer Einsamkeit gesehen und sind in einem Zustand des Jenseits verfallen, in dem ihnen der Tod durch das Feuer als höchstes Glück erscheint.

Jetzt sollte also wieder einmal eine Selbstverbrennung stattfinden und niemand konnte oder wollte sie hindern. Vom Kloster aus wurde alles ins Werk gesetzt, um die Gläubigen herbeizulocken. Man veranstaltete Gefänge, Illuminationen, Feuerwerke, und die Gläubigen und Neugierigen strömten in Scharen herbei, um ihren Tribut zu Füßen des Abtes niederzulegen. Reiche Einnahmen flossen dem Kloster zu. Die Schaulust der Menge sollte diesmal aber auch ganz besonders befriedigt werden. Zu ihrer freudigen Genugung stellten die Zuschauer fest, daß noch mehr für ihre Erbauung geschehen war, als die „glänzende Weisheit“ versprochen. Ein junger Bonze, der „strahlende Magier“, eifertätig auf die „glänzende Weisheit“ erwiesene hohe Verehrung und Bewunderung, hatte durch fast ununterbrochenes Beten und Fasten, durch Fasten und Waschungen eine schnelle Vorbereitung für die Selbstverbrennung durchgemacht und war ihrer Würde bedunnen worden. Und als die Menschenmenge herbeiströmte, fand sie zu ihrer Freude an zwei Seiten des Tempels einen Scheiterhaufen aufgerichtet. So konnte gewiß jeder auf seine Kosten kommen und würde von dem Schauspiel etwas ergötzen.

Einige Stunden vor der Selbstauopferung wurden beide Bonzen aus dem Kloster geleitet. Trotz aller Ehrenbezeugung konnte die Menge es sich nicht versagen, die dem Tod Gemeinten zu umzingeln, zu bedrängen, sie um ihren Segen zu bitten und mit den kleinsten Anliegen zu belästigen. Gute Gefühle, reiche Ernte, Kinder, Schutz vor Feuersbrunst und Wasser, Not, Macht und Ansehen; alles ersuchten sie von den zwei halbtoten Gestalten. Diese ließen sich wie Buddha selbst anbeten und versprachen, in fester Zuversicht auf ihre kommende Macht, alle Herzenswünsche der Menschen zu erfüllen.

Jetzt hörte man in der Ferne Mönchsgelänge — der große Augenblick war gekommen. Gemessenen Schrittes bahnte sich die „glänzende Weisheit“ einen Weg durch die auf ihre Knie gesunkene Menschenmenge. Vor dem Todesopfer erhob sich der Scheiterhaufen, wie ein Pavillon aus Holz erbaut. Zwei Öffnungen sind in demselben angebracht, um den Zuschauer zu gestatten, die Wachen der Verbrennung zu beobachten. Ohne zu zögern, geht der Bonze hinein. Er zündet eigenhändig mit den von einigen Frommen gespendeten, wohlriechenden Streichhölzern den Holzbau an. So lange der Rauch ihn den Augen der Gläubigen nicht verdrängt, sieht man ihn ruhig auf dem Scheiterhaufen sitzen und hört die einseitigen Weisen seiner heiligen Gefänge. Niemand hat das Gefühl, daß ein Menschenleben soeben ein qualvolles Ende nimmt.

Der „strahlende Magier“ ist Zeuge des Opfers gewesen, und eine Stunde später betritt auch er mit derselben Ruhe den für ihn bestimmten Scheiterhaufen.

Eingehend schreitet er durch die Menge. Er ist noch jung und das Opfer daher höher zu werten. Unter seine Achselhöhlen und in seine Kleidungsstücke hat man Pakete mit Schießpulver gesteckt. Ohne Zweifel ist es geschehen, um seine Todespein zu verkürzen. Doch das Volk ist der Meinung, das Pulver sichert ihm einen guten Uebergang in eine andere Welt und trägt noch mehr zu seiner Reinigung bei. Zur großen Befriedigung der Zuschauer spielt der „strahlende Magier“ seine Rolle bis zum letzten Augenblick mit der gleichen Würde wie die „glänzende Weisheit“. In den Augen des Volkes steigt er als Rauchfäule zum Himmel empor.

Und sobald alles vorbei ist, wird die Asche der beiden Opfer sorgfältig gesammelt und im Gebirgskloster von Ben Chao als kostbare, anbetungswürdige Reliquie aufbewahrt. Die frommen Gläubigen gehen voll Hoffnung und Zuversicht auf Erfüllung ihrer Wünsche heim und sind hochbefriedigt, das erhabene Schauspiel erlebt zu haben. Wie viele Zweifler es unter ihnen gegeben hat, konnten wir nicht feststellen.



Die Aufbahrung Richthofens in der Gnadenkirche.

Richthofens Tod durch Mörderhand

Den „Laubener Neuesten Nachrichten“ wird von einem angeblich einmündigen Gemahlsmann folgende interessante Mitteilung gemacht: Vom ersten Schuß des Weltkrieges bis zum Ende stand ich als Führer eines freiwilligen Sabotagekorps auf verlorenem Posten in Feindesland. Meine und des Korps Operationsbasis lag nahe der pazifischen Küste Kanadas und der Vereinigten Staaten. Von dort aus leitete ich die Sabotageakte des Korps und führte gleichzeitig während des Krieges aufklärende Propaganda gegen unsere Feinde. Nach Beendigung des großen Krieges blieb ich mit einigen getreuen Kameraden noch mehrere Jahre unerkannt in Feindesland, um eine durchgreifende Wahrheitspropaganda gegen die deutsche Kriegsschuldlinge unter der feindlichen Bevölkerung zu treiben, bis ich durch Verrat eigener Volksgenossen 1921 den Schergen ausgeliefert wurde. Als deutscher Spion und „Kriegsverbrecher“ sollte ich erschossen werden, entkam aber nach langer Flucht mit den größten Strapazen im Herbst 1921 nach der deutschen Heimat. Mit grimmiger Auflehnung gegen die deutsche Regierung, die ich nun in der Presse über „Richthofens letzte Fahrt“ und da finde ich, daß in Berlin vor dem Sarge das schlichte Holzkreuz vorangetragen wurde, das Richthofens Grab in Feindesland schmückte, und auf diesem Kreuz stehen die von Franzosenhand geschriebenen Worte:

Richthofen, von, Baron, gestorben den 21. 4. 18. Diese Inschrift läßt, denn sie muß nach den Tatsachen, die ich noch zu beweisen haben werde, lauten: „Er mordet am 21. 4. 1918.“ von Richthofen ist nicht im ehelichen Kampfe gefallen. Sein Flugzeug wurde von kanadischen Truppen abgeschossen. Richthofen landete unverletzt. In demselben Augenblick, als er dem Flugzeug entsteigen wollte, stürzten einige kanadische Soldaten, über deren Linie das Flugzeug abgeschossen wurde, vor, und eröffneten ein Schnellfeuer aus Pistolen auf den noch im Flugzeug befindlichen und völlig unverletzt gelandeten Richthofen, der als durchlöcherter Leiche schließlich im Flugzeuge liegen blieb.

Im Sommer des Jahres 1918 berichteten die kanadischen Zeitungen ausführlich über diesen

gemeinsamen, allerseitigen Mord an einem Verlorenen und nannten ihn noch eine heroische Tat ihrer Soldaten. Nach dem Waffenstillstand kehrten die Mörder mit ihrem Patillon 5 (kanadisches Infanteriebattillon Nr. 149) nach Edmonton (Kanada) zurück. Es wurde ihnen für ihre Mordtat, weil sie an einem Richthofen geschah, die höchste Auszeichnung des Viktoriakreuzes verliehen, und ihnen ein großartiges Festessen bereitet, sowie außerdem ein Umzug veranstaltet, an dem alle „returned soldiers“ und eine große Menschenmenge teilnahmen. Ich und meine Getreuen mischten uns als indianische Pelzjäger unter sie, fürchteten sie nach dem bisher geheimen Namen der „Helden“ aus. Es wurde uns schließlich anvertraut, daß der eine der Leutnant Sutherland und der andere der Sergeant Bri vom 149. kanadischen Patillon seien. So fiel unser Richthofen durch Mörderhand.

Zu dieser Aufsehen erregenden Meldung bemerkt die „Deutsche Tageszeitung“, daß unter den Kameraden Richthofens schon gleich nach dem Ausbruch der Meldung von seinem Tode die bestimmte Vermutung ausgesprochen wurde, Richthofen sei wieder durch Verrat ums Leben gekommen noch in der Luft bereits angeschossen worden. Man hatte nämlich von Beobachtungsstande der Artillerie aus festgestellt können, daß Richthofens Flugzeug glatt gelandet sei. Das hätte nach Ansicht von Fachleuten bei einem so schweren Flugzeug (ein Dreidecker), wie es Richthofen damals führte, niemand zu Wege bringen können, der etwa verwundet und daher nicht im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen wäre. Richthofen muß also unverwundet, oder zum mindesten unversehrt verunverletzt den Erdboden erreicht haben. Trotzdem war er unmittelbar nach der Landung tot. Eine Aufklärung dieses merkwürdigen Widerspruchs enthält vielleicht die obige Nachricht.

Was die Laubener Neuesten Nachrichten jetzt ihren Lesern als große Neuigkeit vorsetzen, war bereits kurz nach dem Tode von Richthofen in der Presse der Kriegsländer und der Neutralen zu lesen. Gerade bei den Neutralen erregte es die allergrößte Empörung, daß die australischen Truppenteile, vor deren Linie von Richthofen niedergehen mußte, wegen seiner angeblichen unritterlichen Kampfweise die Gefangenahme ablehnten und den in der Luft unbesiegtigen Helden wie einen Hund totschlugen.

Wildfütterung

Von Wilhelm Hochgreve.

Wenn der Frost die Ackerhölle zu Stein erhärtet, wenn Feld und Wiesen der weiße Teppich des Eises unter dem Fuß der Schneefuß die Kunde kachend birgt und Raubvögel oder Schnee den ganzen Wald in einen weißen Mantel gehüllt hat, dann treibt's den Jäger im Weidmann hinaus in Wald und Feld, um für sein Wild, bevor es darbt, zu sorgen.

Der Trilling wird über die Schulter geworfen, und mit dem guten Hund, der seinen Herrn auf allen Wegen begleitet, geht's ins weiße Jagdrevier hinaus.

Ein Einspännererschiffchen, beladen mit Wildfütter, wird zu einer vereinbarten Zeit beim Jagdhaus im Walde halten. Dort ist die Hauptfütterung für das gesamte Wild, das seinen Stand im Walde hat und das das Feld nur zum Zwecke der Nahrung aufsucht, also vornehmlich für Rehwild.

Der Jäger und sein Begleiter gehen einen Feldweg, der in Windungen zum Walde führt. Der junge Schnee knirscht unter den Füßen.

Dieser erste rechte Wintertag ist kalt, aber still. Im weißen Felde treten hier und dort schwarze Flecken hervor, das sind Schutt- und Misthaufen, auf denen Krähen mit hungrigem Schnabel geknabert und geperrt und dabei den Schnee auseinandergerissen haben. Von der Ralle wie versteinert stehen einige neben und auf diesen Haufen und auch auf blankem Felde sitzen manche als „tote“ schwarze Punkte. Verbauten sie das bühnen, das gefunden wurde, oder warten sie bloß ein Ende durch Erfrieren und Verhungern ab? Vielleicht philosophieren sie auch mit ihrem Krähengeräusch über das Thema Wintersonne? Schlechter aber noch als diese schwarzen Gefallen hat's wohl das Bild. Überall im Schnee ziehen Fährten und Spuren hin und her, Schriftzeichen der Natur, die der geübte Jäger leicht lesen kann.

Zunächst ist der Boden freigescharrt und ein paar Moosbäume oder Gräser sind abgeknippt, ein Tropfen auf den besten Stein! Das wirre Fährten- und Spurenbild zeigt deutlich das Herumirren der Sunagenden. Auch der Waldboden bietet den gleichen Anblick. Am Waldboden haben die Kaninchen die Fährten weidmütig benutzt. Sogar ist der beste Rehwild auch in der Tierwelt, aber über kleine

Stapfen hinaus, wenn der Jäger nicht hilft. Die Hüllen oder Rufen sind der Ratten darunter finden erreicht. Ein Sprung Rehe, der diesen Platz kennen und schätzen gelernt hat, verschwindet vor Jäger und Hund im Stangenorte. Weit aber werden sie nicht abspringen. Ihr Gedächtnis sagt ihnen, daß der Schlitte, der nicht weit von der Fütterung hält, mit dem Jäger im Zusammenhange steht, und so warten sie im schützenden Stangenholz ruhig das Weitere ab. Die vergilbten Heuräste vom letzten Winter werden entfernt und aus den Rasten der Schnee beseitigt. In die Rasten wird frisches Heu und schon im Sommer gesammeltes Raub eingestrichen und die Rasten werden mit Ebereschene, zerhackten Kastanien und etwas Kornobst gefüllt. Unter den Rasten werden noch einige Futterratten verstreut, und für Hasen und Kaninchen werden einige Obstbaumzweige ausgebreitet, die von diesem Winter in der Winterszeit stets gerne benagt werden. Damit ist die Wildfütterung fertig. Im Jagdhause in der Nähe wird zu kurzer Rast und zur Erwärmung eingeehrt. In dem kleinen Ofen prasseln die trockenen Nichtenstücke, und bald erfüllt den Raum eine wohlige Wärme. Am einfachen Tische sitzen der Jäger und der Fuhrmann, essen das Vespermahl und nehmen einen maennwermenden Schluck. Der Hund liegt ausgestreckt am Ofen.

Durchwärmt und gestärkt brechen die drei wieder auf. Der Sprung Rehe hat die Fütterung bereits angenommen. Jetzt stehen die Tiere verhoffend da und dauen dem Schlitte und den Menschen nach, bis diese im Hochwald untergetaucht sind.

Das Ziel des Jägers und des Gespannes ist ein kleines Schigebölz im freien Felde. Hier werden allwintertlich die Hasen in ähnlicher Weise wie die Rehe im Walde gefüttert und in den lichten Hecken am Rande des Hölzchens wird mit einem Reifgelen, der bald gemacht ist, der Schnee zur Seite gelegt. Dann wird Spross und Dreifachball dauernd gestreut. Die Spross soll die Rehbühner und Hasen, für die diese Fütterung bestimmt ist, zum Scharen veranlassen, damit sie in Bewegung kommen. Neben Dreifachball streut man auch Weizen. Dann aber gibt man besonders viel Spross bei, damit das Wild sich nicht allzu schnell satt und steif aus dem Raubwilde, das die Fütterungen gern aufsucht, zum Opfer fällt. Einige Wurzeln und Kohlblätter zum Zwecke der Nahrung und als Wasserersatz dürfen bei Nahrungsfütterungen nicht fehlen. Den Platz unter dem dornigen Gebüsch wählt man, weil hier ein Versteck ist gegen Anblick der gestreuten Raubritter, die wie das Haarraubwild die Fütterungen als Fleischhammer ansehen möchten.

Der schönste Nikolaus

Von F. A. Fahlen.

Ich weiß nicht mehr, waren wir noch Vorschüler oder schon ehrwürdige Sextaner des alten Gymnasiums der vielgeliebten Kleinstadt. Jedenfalls waren wir damals, gegen unser Schicksal am ersten Delikatessengestank vorbei, wie man das damals noch nannte, ein „Reichhaltigkeitsgeschäft“. Und wenn wir gingen oder zurückkamen, immer standen wir eine Weile in Undacht verfunken vor der geradezu verbrecherischen lederen Auslage, die sich uns zeigte und die zu jener Zeit das allerneueste in der ganzen Gegend war. Man denke, als die Festzeiten sich nahen, Nikolaus, das doch bekanntlich am Wein gern gefeiert wird und Weihnachten, da war in dem ungewöhnlich breiten Schaufenster oben ein ungeheures Füllhorn aus leuchtendem Golde angebracht, und daraus quoll alles, was man sich als Sextaner köstliches wünschen kann: nicht nur Würste, Schinken, Speckseiten und Gänsebrüste, auch Macaroni, Printen, Spekulatius, Lebkuchen, Breiten, Katarinden, Feigen, Datteln, Mandeln, Traubenrosinen, kaviarische blinkende Büchsen, in denen allerhand Kostbarkeiten verborgen waren, Gläser mit köstlichen Früchten, kristallklare Flaschen, römische Pfannen und handverlei Orangen, Birnen und Äpfeln. Es gab nichts, was ein allzeit hungriger Junge in seinem Geiste erfinden konnte, alles quoll aus diesem Füllhorn.

Und dieser märchenhafte Reichtum, dieser unermeßliche Reichtum wurde von einem wohlbeleibten, glattwangigen, mit einer Brille besetzten Vater, einer rundlichen Mutter, deren schärfe, beiseite Stimme wir fürchteten, wenn wir unsere fettigen Nasen an die hellpolierte Scheibe gedrückt hatten, und einem alten Töchterchen in unserem Alter, die offenes, braunes Haar trug, gern die Schule schwandte und von uns allen angeheimelt wurde. Es war ein Jungmädchen, mit lustig

perwegen, die lieber mit fünfzehn Freunden herumtollte, als mit einer Freundin. Und wer konnte die Freunde von solchen Schabeholz zählen, die halbe Gerta gehörte zum weiteren Kreise, wir sechs aber zum engeren: wir dienten mit Hingebung der Königin Geschen, der Besitzerin des Mädchenfüllhorns, von dem sie wenn wir ihr aus dem Eise oder bei der Schreieballschacht geholt hatten, uns einen prächtigen Abglanz in Gestalt einer Feige oder einer Stange alten Gerstenzuckers unauffällig in die Hand drückte.

Da stand sie, als wir Nachmittags am 6. Dezember aus der Schule nach Hause trollten, seitwärts neben der hellen Scheibe, kam zu uns, legte den Finger auf das spitzbüßige Mäulchen und sagte nur: „Um 6 Uhr am hinteren Eingang! Es gibt Spaß, aber nichts sagen!“ Der hintere Eingang war ein schmaler Gang, der vom Hofe des Füllhorngeschäfts in eine kleine Nebenstraße, das Voigtgäßchen, führte. Wer konnte schneller nach Hause als wir, wer stand um 6 Uhr am Eingang des schmalen Weges? Wir sechs!

Und nun ging alles schnell wie im Traum. Geschen kam, zog uns hinein, über holperiges Kopfplaster, in eine Art Keller. Da war's dunkel, aber sie sagte atemlos: „Da ist eine Bank, hier Streichhölzer, zündet an, da sind drei Lichter und dann wartet!“ Die Weiden sind nämlich weg, der Vater und die Mutter! Und während wir mit den Streichhölzern wirtschafteten, und die drei Talgöpfchen anzündeten, die wohl von irgend einer Stadtbeleuchtung übrig geblieben waren, hörten wir in dem nebenliegenden Raum rummeln und rauchsen und knirschen, daß es uns ganz furchtbar wurde, denn das war der Raum, wo die Schätze des Füllhorns ihren Urquell hatten.

Und nun dauerte es noch eine kurze Weile, dann kam ein niedlicher Bischof Nikolaus hinein mit einem weißen Laken um die Schulter gelegt, einem weißen Füllhorn um die Hüften, das war ein Jungmädchen, mit lustig

perwegen, die lieber mit fünfzehn Freunden herumtollte, als mit einer Freundin. Und wer konnte die Freunde von solchen Schabeholz zählen, die halbe Gerta gehörte zum weiteren Kreise, wir sechs aber zum engeren: wir dienten mit Hingebung der Königin Geschen, der Besitzerin des Mädchenfüllhorns, von dem sie wenn wir ihr aus dem Eise oder bei der Schreieballschacht geholt hatten, uns einen prächtigen Abglanz in Gestalt einer Feige oder einer Stange alten Gerstenzuckers unauffällig in die Hand drückte.

Da stand sie, als wir Nachmittags am 6. Dezember aus der Schule nach Hause trollten, seitwärts neben der hellen Scheibe, kam zu uns, legte den Finger auf das spitzbüßige Mäulchen und sagte nur: „Um 6 Uhr am hinteren Eingang! Es gibt Spaß, aber nichts sagen!“ Der hintere Eingang war ein schmaler Gang, der vom Hofe des Füllhorngeschäfts in eine kleine Nebenstraße, das Voigtgäßchen, führte. Wer konnte schneller nach Hause als wir, wer stand um 6 Uhr am Eingang des schmalen Weges? Wir sechs!

Und nun ging alles schnell wie im Traum. Geschen kam, zog uns hinein, über holperiges Kopfplaster, in eine Art Keller. Da war's dunkel, aber sie sagte atemlos: „Da ist eine Bank, hier Streichhölzer, zündet an, da sind drei Lichter und dann wartet!“ Die Weiden sind nämlich weg, der Vater und die Mutter! Und während wir mit den Streichhölzern wirtschafteten, und die drei Talgöpfchen anzündeten, die wohl von irgend einer Stadtbeleuchtung übrig geblieben waren, hörten wir in dem nebenliegenden Raum rummeln und rauchsen und knirschen, daß es uns ganz furchtbar wurde, denn das war der Raum, wo die Schätze des Füllhorns ihren Urquell hatten.

scheint. Doch vergeblich, Ludwig bleibt allein der Störenfried und sieht sich endlich genötigt, ruhig seinen Platz wieder einzunehmen.

Schallende Bravos werden jetzt der Königin zuteil, die, unbeirrt durch diese Unterbrechung ruhig lächelnd auf der Bühne geknien, wie nach dem Ende dieser Unterbrechung zu sprechen fortfuhr. Bis zum Schluss des Stückes entzückte sie alle durch ihr hinreißendes Spiel, und selbst ihr Gemahl konnte am Ende nicht umhin, in die hundertfachen Bravos der Zuschauer einzustimmen.

Als Marie Antoinette nach der Vorstellung an ihren Gemahl herantrat, um seinen Unwillen zu befechtigen über die von ihr befohlenen Freunde, die trotz ihres Verprechens Ludwig in Stich gelassen hatten, rief ihr der König entzückt über ihre Darstellung, entgegen: „Madame, Sie sind die reizendste Schauspielerin meines Königreiches.“

Seit dieser Zeit fehlte Ludwig XVI. niemals im Theater, wenn seine Gemahlin eine Rolle übernommen hatte.

Die Heilung Ausfälliger

Unsere heutige Generation kennt den Ausfall, die Lepra, glücklicherweise nur aus alten Chroniken. Im Mittelalter dagegen gab es allein in Europa 19 000 Lepra-Häuser, in denen jene Unglücklichen, die vom Ausfall befallen waren, untergebracht wurden. In Amerika, Asien und Australien kommt noch heute der Ausfall vor. Die einzige Behandlung dieser furchtbaren Krankheit, die durch Geschwürsbildungen und knollige Verdickungen besonders das Gesicht befallt und bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, bestand bislang in der strengsten Isolierung der Ausfälligen, da die Lepra äußerst ansteckend ist. Deshalb haben auch einige Länder ihre Lepra-Anstalten auf eine einsame Insel mitten im Ozean verbannt, wo sie fern der Welt elend dahinsiechen.

Mit Recht: erregte daher die Nachricht das größte Aufsehen, daß es im Marinehospital in Carville im Staate Donifiana (U. S. A.) amerikanischen Leprakranken gelungen sei, eine Anzahl von schweren Leprafällen so weit auszuhellen, daß die Ausfälligen nicht mehr ansteckungsfähig sind. Die Behandlung geschah durch ein kombiniertes Verfahren, bei dem Bestrahlungen mit Röntgen- und ultravioletten Strahlen mit Einspritzungen von Quecksilber und Chaulmoogra-Öl abwechselten. Auch die Geheilten mußten noch ein Jahr in strengster Isolierung leben, da die Gefahr der Uebertragung bei Lepra so außerordentlich groß ist. Die Ausfälligen Amerikas drängen sich begreiflicherweise nach dieser Freudenbotschaft zur Aufnahme in das Marinehospital.

Epizubengesicht, und, nicht ganz passend zu dem frommen Mann, einem ungeheuren Korb am Arm. Klatsch, stellte der kleine Bischof den Korb, den er kaum schleppen konnte, vor sich auf die Knie. Und dann brachten wir nicht zu beten, nicht zu sagen, ob wir fromm oder fleißig waren, dieser Nikolaus wollte uns nur einmal aus seinem unergründlichen Füllhorn füttern. Und so füllte er immer wieder die Hände mit Feigen, Datteln, Mandeln und Traubenrosinen, mit Lebkuchen und Spekulatius, Printen und Frankfurter Breiten, alle Leckerer der Welt kam in unsere Hände und in die unerfülllichen Magen. Und kaum ein Wort wurde gesagt, nur nachher, als wir mit vollen Tassen, hause, schmeckend, wieder aus dem Keller in den naheliegenden Hof kamen, legte an der Tür der kleine Nikolaus wieder seinen Finger an den weißen Bart, wo man die Lippen vermuten mußte und gab uns flüchtig die Hand.

Am Abend aber, als jeder von uns zu Hause seine Nikolausbescherung erlebte, mag mancher Vater verumrindert gewesen sein, daß sein Sprößling gar nicht so häufig dabei war, den Inhalt seiner beschönten Schüssel zu verzehren.

Für uns aber kam die Ueberraschung ein paar Tage später, als nämlich in der Zeitung stand: die Welt wird immer frecher und schiedler, eine zufällige Unversehrtheit des Besitzers der bekannten Delikatesshandlung Schabeholz haben freche Diebe benutzt, um in den Keller einzubrechen, und sich für Nikolaus zu verformen. — Allem Anschein nach haben sie sogar an Ort und Stelle rücksichtslos getaselt und sich die guten Sachen gut schmecken lassen.

Aber wir sechs schwiegen wie eine Mauer und Geschen machte, als nach Weihnachten das Eislaufen wieder losging, und einer von uns von Nikolaus anfangen wollte, ein pfiffig dummes Gesicht und sagte: „Ja, denkt Euch mal, einen ganzen Korb voll der schönsten Sachen haben uns die Diebe geklaut.“